

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

VIII. Jahrgang

Dezember 1916

Heft 9

Neue Bücher und Bilder.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. *Insel-Verlag in Leipzig*. Erstes bis viertes Heft. Je 30 Pfennig.

Der Krieg hat uns Lieder und Liederbücher im Übermaß beschert, alte und neue; aber es fehlte an einer Zusammenfassung des wertvollen Gutes, die von dem Geiste dieser Jahre den folgenden Geschlechtern Kunde brächte. (Was Julius Bab in seiner vortrefflichen Auswahl „Der Krieg im deutschen Gedicht“ leistet, steht auf einem andern Blatt.) Nun haben wir den Herold, der noch den spätesten Enkeln von den Tönen künden wird, die in den Jahren 1914—1916 in den deutschen Herzen widerklangen. Damit ist auch gesagt, daß diese Hefte den Heutigen die erfreulichste Gabe ihrer Art bedeuten. In erster Linie sollen sie in die Schützengräben Freude bringen, dem Krieger das Lied, das ihn erheitert und erhebt, in seiner echten Gestalt darbieten und zugleich sein Auge mit edler Kunst sättigen. Und die gleiche Wirkung wird auch jeder, der daheim bleiben mußte, empfinden. Denn hier ist durch hohes Wollen, tüchtige Arbeit und praktischen Sinn das letzte Mögliche erreicht worden. Die Auswahl der Lieder könnte nicht glücklicher sein; die Texte und die Weisen sind im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde von Johannes Bolte, John Meier, Friedrich Panzer, Max Roediger und vor allem durch den besten Kenner des deutschen Liedes, Max Friedländer, musterhaft hergestellt worden. Der Bildschmuck wurde für das erste Heft von Ludwig Richter entlehnt, für das zweite bis vierte neu von Otto Ubbe-
lohde, den Grafen Leopold von Kalckreuth und Max Slevogt geschaffen, den Umschlag zeichnete Rudolf Weiß. Alles vereinte sich unter der klugen Führung des Insel-Verlags, um zu einem Preise, der dank der kaiserlichen Beihilfe auf der niedrigsten Stufe bleibt, etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten. Sicher werden diese Hefte zu einem dauernden Besitz des ganzen deutschen Volkes werden und ihm so seine eigne Seele in der schönsten Abspiegelung vor Augen stellen.

G. W.

Flandern und Brabant. Dreißig Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen von *Roland Anheißer*. Verlag von *Breitkopf & Härtel, Leipzig und Berlin*, 1916. Preis gebunden 8.— M.

Der Karlsruher Maler-Radierer bietet hier eine Folge von Radierungen, die er auf Studienreisen in Flandern und Brabant geschaffen und vor kurzem auf der Deutschen Buchgewerbe-Ausstellung in Brüssel gezeigt hat. Die Reihe der Bilder beginnt in Westflandern und schließt im Fortschreiten nach Osten mit Dinant an der Maas. Jedem Bilde ist ein vom Künstler verfaßter Text beigegeben, der zur Einführung und Erklärung dient. Mit großer Liebe und Sachlichkeit werden die Tuchhallen von Ypern bei Regenwetter, die malerischen Kanäle in Brügge, Gent und Mecheln, die ragenden Belfriede, Rathäuser und Kathedralen, die Marktplätze mit ihrem bunten Treiben geschildert. Bisweilen freilich hat die Wiedergabe der im Original immer reizvollen Radierungen versagt. So werden die Autotypiedrucke der Tuchhalle von Brügge, der Kathedrale von Tournai, der Rathäuser von Löwen und Brüssel der feinen Kaltmadelarbeit Anheißers keineswegs gerecht. Gehelfrat Dr. *Ludwig Volkmann* hat diesem Städtebilderbuch ein feinsinniges Geleitwort geschrieben.

Walter Bombe.

Library of Congress. Catalogue of the John Boyd Thacher Collection of Incunabula. Compiled by *Frederick W. Ashley*. *Washington 1915*. Gr.-8°.

J. B. Thacher (1847—1909), dessen Porträt dem Kataloge beigegeben ist, war geboren in Ballston Spa, N. Y. Er erlernte, nach vollendeten Studien im Williams College, das Gießhandwerk zwecks Eintritts in die väterliche Gießerei, die er später gemeinsam mit seinem Bruder erblich überkam und bis zu seinem Tode weiterführte. Er beteiligte sich lebhaft an den öffentlichen Angelegenheiten seines Heimatsstaates New York, in dessen Senat ihn die demokratische Partei wählte, und war infolge seiner politischen Tätigkeit eine wohlbekannte Persönlichkeit. Nebenher ging eine nicht minder eifrige Betätigung als wissenschaftlicher Schriftsteller — hervor-
gehoben sei seine „Entdeckung und Benennung von

sich dieser Grenzen seines Werkes wohl bewußt und kündigt in den etwas zu allgemein gehaltenen Erörterungen des Schlußwortes eine volkstümliche Folge von Kantschriften an. So kann die erkenntnistheoretische Leistung Kants dem unvorbereiteten Laien aus der Lektüre der Abschnitte „Die alte Metaphysik“ und „Die Metaphysik, wie sie sein soll“ kaum geklärt werden. Erläuterungen hätten hier gute Dienste getan; aber der Verfasser mied es offenkundig so weit als irgend wöglich, sein Brevier mit Gelehrsamkeit zu belasten, ohne die es allerdings bei einem wirklichen Begreifen Kants nun einmal nicht abgeht.

Friedrich Sebrect.

Friedrich Gundolf, Goethe. Georg Bondi, Berlin 1916. VIII, 795 Seiten. Geh. 14,50 M., geb. in Leinen 17,50 M.

Drei Bücher mit dem einzigen Wort „Goethe“ als Aufschrift haben wir in den letzten Jahren empfangen. Durch eigenartige Fügung stellen sie, einander ergänzend und berichtend, die drei Grundarten des Verhaltens dar, das dem Forschenden gegenüber einem großen Gegenstand aus der Grundrichtung seines eigenen Wesens zum Notwendigen wird. Chamberlains Goethe-Buch zwingt den Universal-Menschen unter das Joch ethischer Forderungen; Georg Simmel sucht mit der scharfen Dialektik seines aufs Höchste verfeinerten Denkens das Urproblem an der gemeinsamen Wurzel des Lebens und Schaffens aufzuspüren; Friedrich Gundolf tritt als ästhetischer Mensch vor Goethe hin und fragt ihm nichts ab, sondern fühlt in ihn sein eigenes Fühlen hinein. Das nennt er: Goethe als ein Ganzes erleben. Die Werke sind ihm keine Beichten, sondern Bildungen, Eindrücke, die der Literaturhistoriker als Begriffe zu deuten hat, was ihm freilich nur eingeschränkt gelingen kann und auch so weit nur durch den Enthusiasmus, die Liebefähigkeit. Drei Arten unter Goethes Dichtungen scheidet Gundolf: die lyrischen, die symbolischen und die allegorischen, mit guter neuer Erfassung des Wesentlichen, des Verhältnisses der Schöpfung zum Schaffenden, seine Gruppen bildend. So faßt er am Schlusse der Einleitung zusammen: „Goethes Lyrik enthält seine Urerlebnisse, dargestellt im Stoff seines Ich, Goethes Symbolik enthält seine Urerlebnisse, dargestellt im Stoff einer Bildungswelt, Goethes Allegorik enthält seine abgeleiteten Erlebnisse im Stoff einer Bildungswelt.“

Der Gesamthalt des großen Werkes ist demgemäß das Deuten des Lebens aus der Dichtung, der Dichtung aus dem Leben Goethes. Alles bleibt ungesagt, was dieser Absicht nicht unmittelbar zu dienen scheint. Für Gundolf gilt nur die große Linie; er sagt (S. 274): „Nur das symbolisch Fruchtbare, nicht das zufällig Passierte hat Wirklichkeit“ während Goethe freilich der Ansicht war, an einem Künstlerleben (wie dem des Cellini) sei nach seiner realistischen Vorstellung weiter nichts als das Detail. Außer dem Geburtsdatum ist in dem ganzen Buche

kaum eine Jahreszahl zu finden, bei keinem Werke werden die Stadien des Werdens oder die Beziehungen zu Vorgängern und Nachfolgern angedeutet, nichts von jenen Einzelheiten, die einer ersten oder einer tieferen Belehrung über das Tatsächliche in Goethes Leben und Schaffen dienen. Solche Kenntnisse setzt Gundolf stillschweigend voraus, um seinen Lesern statt der Oberflächen-Gestaltung der Welt Goethes ihre innere Struktur und die waltenden vulkanischen Kräfte aufzuzeigen. Das gelingt ihm weniger bei den ältesten Schichten, besser von den italienischen Jahren an. Der Jüngling Goethe ist nur gewaltsam auf die enge Formel „Titanismus“ zu bringen; aber freilich mußte um diesen urkräftigen Lebensdrang eine stilisierende Hülle gelegt werden, sollte die Gestalt Goethes zum Bilde Stefan Georges gemodelt werden. Als der Prophet dieses neuen Idols redet Gundolf in dem Deutsch der Gemeinde, das sehr vornehm klingt, auf die Dauer sehr ermüdet und zuweilen sehr Banales in sehr gespreizten Worten sagt: „Obwohl weniger systematisch und nicht durch die persönliche Autorität als Hausvorstand unterstützt überwog sie (die Mutter) im Goetheschen Haus durch ihre größere Lebenskraft und Lebensfülle, durch ihr Temperament, ein Temperament das in derselben Richtung lief wie das ihres Sohnes“ (S. 50), oder: „Alles was später von Romantikern und Epigonen, (geschweige von neuern Literaten die vom Schreibtisch her schlicht liebhaft sein wollen) im Ton den die Friederikelieder zuerst anschlagen gedichtet worden ist, unter dem Zauber des Mailieds oder ‚Es schlug mein Herz‘ oder ‚Erwache Friederike‘, das ist nur Literatur geblieben, weil es nur gewollt ist, ohne die einmalige ‚Gelegenheit‘ den Kairos der solche Gebilde zeugt, abgesehen von allem Genie“ (S. 140). Man prüfe diese beiden, für Gundolfs Art typischen Sätze auf ihren Gehalt und ihre Form, und man wird erkennen, daß neben so manchem eigenartig Gedachten und gut Geprägten es bei ihm auch an konventionellem und schlechtem Gerede keineswegs fehlt. Wer von der schönen Gerichte über Shakespeare und den deutschen Geist her an diese neue Leistung mit hohen Erwartungen herangetreten ist, muß von dem Gesamtertrag der 800, schön gedruckten Seiten etwas enttäuscht sein.

G. Witkowski.

Knut Hamsun, Die Stadt Segelfoß. Roman. Verlag von Albert Langen in München. 381 Seiten. Geh. 4 M., in Leinen 6 M.

Ich hoffe, daß Knut Hamsun den nächsten Nobelpreis bekommen wird; er sei feierlich dafür vorgeschlagen. Sein letztes Buch, die „Kinder ihrer Zeit“, die Schilderung des Übergangs aus Landsitz und Fischerdorf zum Städtchen, war schon eines von den besten seiner Zeit. Die „Stadt Segelfoß“ ist eine Fortsetzung und sollte deshalb nach vielhundertjähriger Erfahrung schwächer, gezwungener, spielerischer sein als sein Vorläufer. Aber hier ist es wunderbar umgekehrt. Hier ist alles noch klarer